



Leseprobe aus: Savina, Love Alice, ISBN 978-3-407-81141-7

© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81141-7>

Love Alice

Ich erinnere mich noch, wie ich als Kind einmal meinen Schlüssel verloren habe. Es lohnt sich nicht, einen nachzubestellen, sagte Mama, wir würden bald weiterziehen. Also wartete ich nach der Schule, eine Stunde, manchmal zwei, bis sie nach Hause kam und mir die Tür öffnete. Ich hatte immer Geld bei mir und hätte überall hingehen können, etwas essen, etwas trinken, mich aufwärmen. Aber lieber saß ich auf den Stufen im Hinterhof. Pünktlich um halb zwei trottete die schrullige Nachbarin heraus und streute einen Kreis blasser Körner in den Hof. Das tat sie jeden Tag. Mama sagte, dass Tauben die Ratten der Lüfte seien und die Alte schlicht und einfach verrückt. Ich fand Tauben auch eklig.

Auf einmal öffnete sich eine der Garagentüren, ein Motor heulte auf. Die Tauben reagierten nicht und flogen erst hoch, als der Wagen auf sie zuschoss. Ein Vogel hatte es nicht geschafft, er wurde direkt vor meinen Augen überfahren. Die Taube war sofort tot, der Fahrer im Wagen bremste nicht mal, sondern raste davon.

Stumm betrachtete ich die kleine Taube, die in der Mitte des Körnerkreises lag. Mein Mund war ganz trocken. Plötzlich schien sich der Himmel zu bewegen, es wurde kurz

dunkler und laut. Der Taubenschwarm kreiste mit weit gespreizten, staubigen Flügeln und ließ sich wieder auf dem Asphalt nieder. Aber die Tauben kamen nicht zum Körnerpicken. Sie bildeten einen Kreis um die Unglücksstelle. Nur einen Moment betrachteten sie den toten Vogel, der einer von ihnen gewesen war. Dabei wurde es merkwürdig still. Fast als hätte der Wind aufgehört, an den Bäumen zu zupfen, als hätten alle Tauben ihren Atem angehalten. Ekelig fand ich die Vögel nicht mehr. Sie waren betroffen. Ihre Stille war feierlich und bedrohlich zugleich und ich bekam eine Gänsehaut. Dann erhoben sie sich und flogen alle zusammen davon.

Wenn etwas Schlimmes passiert, denken die meisten, wie gut, dass es woanders geschehen ist. Dass es nicht mir widerfahren ist. Möglicherweise ist man entsetzt, vielleicht weint man sogar mit den Menschen, die das Unglück erwischt hat. Vielleicht geht man in die Kirche und zündet eine Kerze an, wie Mama das macht. Manche Leute denken, es wäre jetzt gut, eine große Spende zu machen. Aber insgeheim, ganz tief in einem selbst, ist man froh, dass das Unglück an einem vorbeigezogen ist. Wie eine Gewitterwolke, wie der einschlagende Blitz. Man war eben nicht am falschen Ort zur falschen Zeit. Irgendwo im Hinterkopf macht sich die bequeme Lüge breit, es passiere immer nur anderen.

Aber manchmal ist es nicht so. Manchmal trifft es einen selbst direkt ins Mark. Und dann steht man da, gänzlich un-

vorbereitet. Und so endgültig wie der Tod bleiben die Fragen.
Unglück geschieht durch Unachtsamkeit. Und manchmal ist
da auch noch etwas anderes.

Die Pikdame

Die Leute sagen, Mama habe ein Charaktergesicht. Ihr schwarz gefärbtes Haar trägt sie glatt und kinnlang wie einen Helm. Das Gesicht stets geschminkt, Karminrot auf den Lippen. Früher wurden getrocknete Läuse zerrieben, um Karmin zu gewinnen, aber heute macht man es wohl anders.

Mama macht das Fliegen nichts aus. Wir fliegen viel und manchmal lange, meistens sehr spontan. Ich mag das Klappern im Flugzeug nicht, nicht die trockene Luft und nicht die schnarchenden Manager in der ersten Klasse. Ich mag nur die Luftlöcher. Beim Start und spätestens bei der Landung freue ich mich darauf. Ich fühle es im Bauch: Gleich geschieht etwas! Etwas Aufregendes, auf das ich lange gewartet habe, etwas, das mein Leben verändern wird. Mama ist es egal, ob wir neben der Notfalltür sitzen oder ob ich bei dem Vortrag über die Sicherheitsregeln zuhöre. Es geschieht, was geschehen soll, sagt sie, jeder hat sein Schicksal. Mamas Meinung nach sollte das Schicksal ihr einen Privat-Jet bescheren. Aber da hat die Vorsehung geschludert und wir sind auf die gewöhnlichen Airlines angewiesen. An meinem Fenster ziehen Nebelfetzen vorbei. Das euphorische Gefühl beim Abflug legt sich meistens ziemlich schnell.

Wir fliegen durch Wolken, und ich stelle mir vor, sie wären eine weiße Wüste aus Zuckerwatte. Die Zuckerwüste scheint unendlich, wie die riesige Torte aus der italienischen Kinder-geschichte*, die auf einer Wiese gelandet ist. Alle Kinder aus der Stadt kommen, um die Torte zu sehen. Es könnte eine Schwarzwälder Kirschtorte sein. Sie spazieren im dunklen Schokobiskuit, mitten durch Likörpfützen, an den eingelegten Kirschen vorbei. Sie graben sich hinein, essen verwinkelte Gänge in das Baiser. Tagelang bleiben sie da drin, spielen miteinander und essen Süßes, ohne dass jemand dazwischenfunkt. Ich kann mich nicht erinnern, dass Erwachsene in der Geschichte überhaupt vorkommen.

Mama kauert unbequem auf dem Sitz am Gang. Es sieht vorwurfsvoll aus und soll es auch sein. Unter ihr liegt ein raschelnder Berg auseinandergefalteter Zeitungen. Ich versuche, meine Tut-mir-leid-Miene aufzusetzen, wenn die Stewardess vorbeigeht. Mamas Gesicht strahlt mir aus den Zeitungen entgegen. Das zerknüllte Papiergesicht mit dem immer gleichen Lächeln. *Hannah Blumberg* steht darunter. Ihr Bild in den Zeitungen wird gern mit »unvergessliches Opernerlebnis« und »stilvoller Auftritt« kommentiert. Ihre Stimme ist etwas Besonderes, sie ist ein »Ausnahmetalent«. Ich für meinen Teil kann nichts Außergewöhnliches. Ich zeichne gerne, aber war im Kunstunterricht nie die Beste. Auch nicht in irgendetwas anderem. Das macht nichts, sagt

*»La torta in cielo« von Gianni Rodari

Mama. Die Künstler seien die Auserwählten, und Künstlerkinder hätten es besonders schwer. Das reiche vollkommen aus. In der letzten Zeit schreiben die Zeitungen auch häufiger von »überraschend kraftvoll« und »gestandene Diva«. Dann wird Mama wortkarg und verbringt viel Zeit im Badezimmer. Auserwählt hin oder her.

Jetzt mischt sie sich in meine Gedanken ein. Ihre Hand rutscht wie ein langer Fisch in meine Richtung und zupft an mir, als würde sie an einer Türglocke klingeln. Wir tragen die gleichen Pullis, die wir bei der Zwischenlandung in Barcelona geshoppt haben. Mama in einem knappen L, ich in einem großzügigen M. In rot-weißen Mustern sind schwarze, aufgespießte Herzen gefangen.

»Pik«, sagt Mama, streckt sich und stupst mich mit dem Finger in die Seite. Sie will die Stimmung auflockern.

»Mir egal«, sage ich und weiche ihren manikürten Fingern aus.

Ich nehme die Spitze meiner Haarschleife aus dem Mundwinkel, hellblau und feucht. Meine Stirn hat auf der Scheibe einen sichelartigen Abdruck hinterlassen. Ich weiß, was sie will, würde mich aber lieber weiter an das runde Glas lehnen und auf die Zuckerwüste sehen. Zwischen den Wolken schimmert dunkel der Wald. Das Flugzeug neigt sich brummend, verzweigte Wasseradern zeichnen sich durch die Baumkronen ab. Mama sagt, sie könne nicht mehr ohne Bedauern auf die Natur schauen. Weil sie die globale Erderwärmung und die Umweltzerstörung so deprimieren. Un-

schuldige Tiere verenden und fast keiner unternimmt etwas dagegen. Deshalb heben wir auch jeden Plastikmüll vom Boden auf. Die Menschheit stirbt, flüstert Mama mir manchmal abends ins Ohr, deshalb musst du jeden einzelnen Tag genießen. Ich weiß nie, wie man das schaffen soll. Wenn mir langweilig ist, bekomme ich ein schlechtes Gewissen. Man steht total unter Druck. In den letzten Monaten bin ich zur Schule gegangen, habe abends Hausaufgaben gemacht und viel gelesen. Vielleicht schlage ich Mama lieber vor, nicht mehr so viel zu fliegen.

Der Wald wird dichter, manche Stellen sind undurchdringlich schwarz. Von dem versprochen Wintereinbruch ist von hier aus nichts zu sehen. In solchen Wäldern leben Monster, wenn es welche gibt. Solche, die den Kindern Angst machen, damit sie auf ihre Eltern hören.

Ohne die Augen zu öffnen, murmelt Mama mit ihrer honigsüßen Stimme: »Na los, fang an ...«

Als ich als kleines Kind Angst vor Monstern hatte, hat sie mir erklärt, dass es keine gibt. Menschen seien die Monster, sagte sie. Menschen führen Kriege, töten und quälen Tiere. Aber wir beide glauben nicht an den Teufel, auch nicht an Monster, sagte Mama, nur an uns selbst. Ich fand das beruhigend. Auch weil ich keine bösen Menschen kenne. Im Grunde genommen kenne ich überhaupt kaum jemanden – dafür sind wir zu viel unterwegs. Wenn wir Oma besuchen, ist sie meistens zu beschäftigt, wir reden kaum miteinander. Opa ist schon lange tot.

Ich nehme das aufgeschlagene Buch von meinen Knien und fange an, »ausdrucksvoll« zu lesen.

»Ausdrucksvoll« ist Mamas Lieblingswort. Es bedeutet, ungefähr dann, wenn mir etwas peinlich wird, beginnt es, ihr Spaß zu machen.

»Ertastbar mit Fühlwörtern, am Abschiedsgrat«, lese ich laut vor.

Sobald wir im Flugzeug sitzen, will Mama, dass ich ihr etwas vorlese. Gedichte aus ihrer ledergebundenen Ausgabe. Nicht, weil sie sich langweilt, wie ich, sondern weil es gut für mich sei. Unterhalten möchte sie sich mit mir nie. Sie sei müde, sagt sie dann, und schläft schnell ein. Oder sie sagt, sie müsse noch arbeiten. Oder dass sie auch mal ihre Ruhe brauche. Dass sie ihre Stimme schonen müsse. Dann soll ich was malen und es ihr später zeigen. Als wäre ich fünf.

Einmal, als ich mich beschwert habe, dass sie nie mit mir reden will, hat sie gesagt, das infantile Wühlen im Selbst wäre nicht ihr Ding. Vielleicht hat es etwas mit der Bühne zu tun. In der Oper kann ich die tiefsten Regungen meiner Mutter betrachten. Sie verbraucht alle Gefühle unter dem Scheinwerferlicht. Danach kommt sie erschöpft nach Hause. Fühlen ist überlebenswichtig, sagt sie, aber es macht schwach im Alltag.

Ich starre auf die schwarzen Druckbuchstaben und beginne von vorne.

»Ich kann dich noch sehn: ein Echo, ertastbar mit Fühlwörtern.«

Hinten im Flugzeug schreit ein Baby. Mamas Augen klap-

pen auf wie bei einer Puppe, ihre Nase wird spitz. Kinder, speziell Babys, sind auch nicht ihr Ding.

»Mein Gott, jedes Mal, wenn ich fliege, jedes Mal«, schnauft sie lauter als nötig.

Missbilligend schaut sie nach hinten. Das Baby bekundet weiter sein Unbehagen gegen die Welt und grunzt schließlich wie ein kleines, erschöpftes Schweinchen. Dumpf höre ich, wie eine Männerstimme monoton alle erdenklichen Tiere aufzählt, die »müüüde« sind. Das Baby scheint es zu mögen und verstummt. Zufrieden, als wäre die neu gewonnene Ruhe ihr Verdienst, wühlt sich Mama wieder in ihren Sitz und sieht mich auffordernd an. Ich mag dieses Buch nicht und ich mag auch nicht länger ausdruckslos lesen.

»Fühlwörter? Das verstehe ich nicht«, sage ich.

»Weil du nur aus Langeweile liest, mein Dodo«, sagt Mama und ich kann mein Gähnen nicht unterdrücken.

»Ich lese für dich! Bücher ohne Dialoge finde ich öde. Hier sind nicht mal Bilder drin«, sage ich und werde ein bisschen munterer.

»Diese Gedichte sind hohe Kunst«, antwortet Mama grinsend und schielt zu mir rüber. »Du musst lernen, die Wortbilder zu sehen.«

Die blonde Stewardess neigt sich höflich über Mamas Platz und reicht ihr ein Glas heißes Wasser. Es ist bereits das fünfte. Mama belohnt sie mit einem wohlwollenden Nicken.

Die jungen Frauen sind immer begeistert von Mama. Sie denken, sie könnten was von ihr lernen. Ich finde, Mama

behandelt sie herablassend. Aber vielleicht ist es genau das. Wenn ich jetzt nicht aufpasse, ist unser Gespräch gleich vorbei. Ich rutsche zu ihr hinüber, um ihr das Gedicht im Buch zu zeigen. Mama hebt theatralisch ihren Arm in meine Richtung.

»Bleib, wo du bist, Alice! Ich brauche den Raum ...«

Ich sacke zurück, hole tief Luft und starre wieder auf die aufgeschlagenen Seiten. Das harte Cover bohrt sich in meine Brust.

»Dein Gesicht scheut leise, wenn es auf einmal ... lampenhaft hell wird ...«

Das Gedicht beginnt mich zu ärgern.

»Verstehe ich nicht!«

»Das macht nichts«, sagt Mama, »lerne es auswendig. Wenn du älter bist, wirst du dich daran erinnern und weißt sofort, was gemeint ist.«

Ihre Erklärung macht mich wütend. Genauso wie ihre beserwiserische Erwachsenentonlage. Ich bin schließlich kein Kind mehr. Ich bin vierzehn. Ich spüre, wie meine Ohren rot werden, versuche aber, ruhig zu bleiben. Mama hasst es, wenn man sich kindisch aufführt.

»Es wird ja so einiges klar werden, wenn ich älter bin«, sage ich.

Ich weiß erst seit wenigen Stunden, dass wir wieder woandershin ziehen. Mama sagt es mir immer erst im letzten Moment, weil sie abergläubisch ist und sich davor fürchtet, ihr Schicksal zu ändern. Oder ihr Glück zu vertreiben. Die Vor-